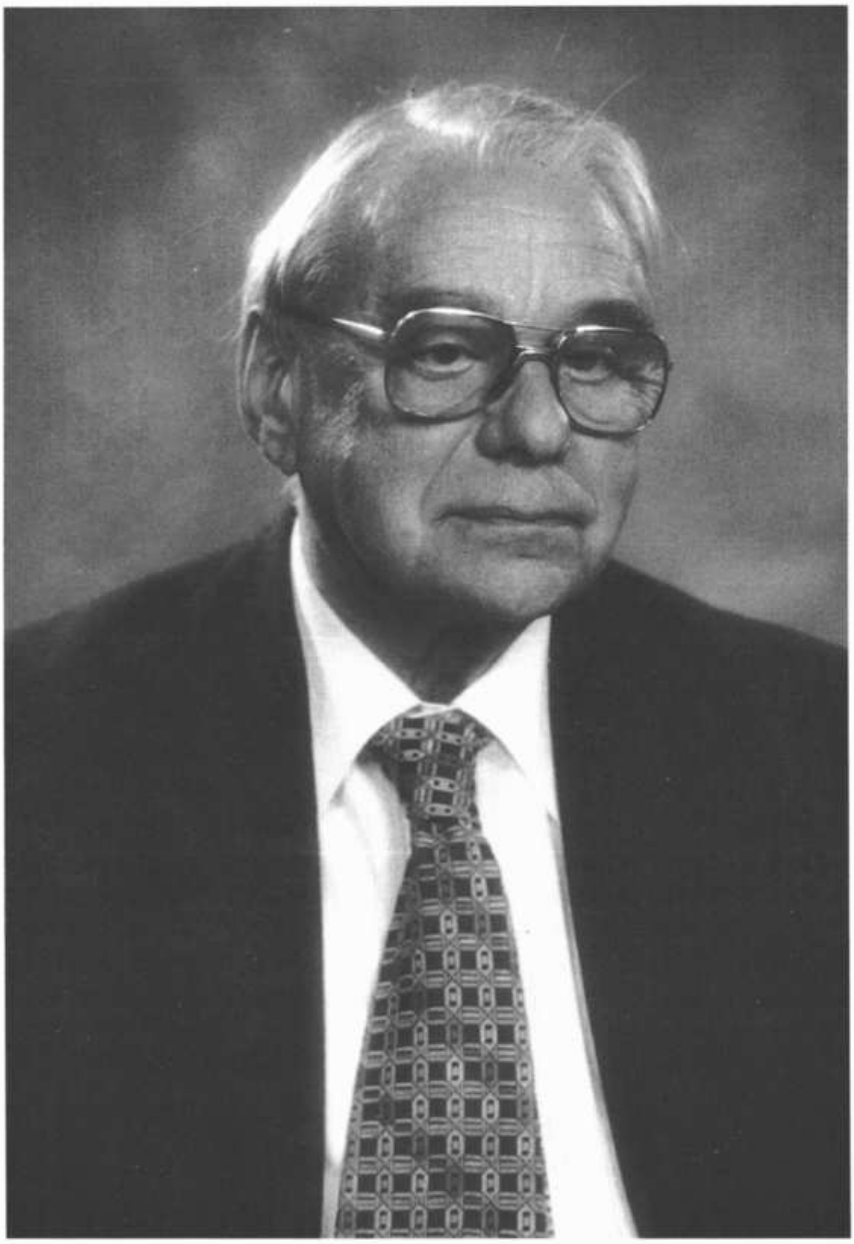
Bernhard Herzberg
Eine Zeitgeschichte
1. Rückkehr

Hannover ist meine Geburtsstadt. Ich verließ sie vor 59 Jahren. Vor kurzer Zeit ging ich wieder die Bürgersteige entlang und sinnierte unvermeidlich über die Vergangenheit. Städte und Menschen werden geboren, entwickeln sich und sterben. Bombardements aus der Luft und Artillerie-Feuer zerstören die Behausungen der Einwohner und nichts bleibt über, als Trümmer und Staub. Doch ist es möglich, Städte wiederaufzubauen und Fassaden zu rekonstruieren. Menschen dagegen werden für immer vernichtet durch feindliches Trommelfeuer. Nur wenigen gelingt es, wieder zu genesen oder ihr Antlitz wiederherzustellen.

Schleswig- Holstein heute



Bernhard Herzberg. Das Foto wurde 1992 aufgenommen.

Meine Vaterstadt entstand auf der norddeutschen Ebene vor sieben Jahrhunderten. Einst war sie meine Geburtsstadt im wahren Sinne des Wortes, auch die meines Vaters. Mein Großvater mütterlicherseits stammte aus Herrenhausen, einem Vorort Hannovers, der früher Sitz der Welfenkönige war. Die Wurzeln meiner Familie gehen noch tiefer in diese Erde. Meine se-

phardischen Vorfahren liegen auf dem alten Judenfriedhof an der Oberstrasse und sind dort seit dem 18. Jahrhundert begraben worden. Die Familie aus Spanien erreichte diese norddeutsche Stadt von Amsterdam aus vor langer Zeit, nach Vertreibung aus der iberischen Halbinsel.

Als ich die Stadt nach langer Abwesenheit durchquerte, erweckten Straßennamen Erinnerungen an Ereignisse und Menschen aus alten Zeiten. Jedoch die Lebenden früherer Jahre, die man auf den Bürgersteigen dann traf, existieren nicht mehr. Ein Buch, vor kurzer Zeit in Israel veröffentlicht, erschien unter dem Titel „Heimat ist Anderswo". Es enthält wehmütige Erinnerungen, niedergeschrieben von österreichischen, tschechischen und deutschen Schriftstellern, die sich alle ihrer deutschen Muttersprache bedienten, weil sie nicht imstande waren, sich auf Hebräisch auszudrücken. Ihre neue Heimat war wirklich „anderswo". Meine eigene, zweite Heimat war nicht die Erde Palästinas. Durch Zufall wurde sie das Kap der Guten Hoffnung, im Schatten des granitförmigen Tafelberges, am unteren Ende Afrikas. Ich erreichte dies weitentfernte Land 1933 nach langen Irrungen und Suche nach Asyl; nicht Wanderlust trieb mich dorthin, sondern die Paranoia der Nazis.

Meine Gedanken entwickeln sich heutzutage vorherrschend in englischer Sprache, aber als ich nach langer Abwesenheit den Wald meiner Jugend und mir bekannte Straßenbilder wiedersah, da entfachte diese Berührung ein Wiedererwecken linguistischer Kenntnisse.

Als ich 1955 zum ersten Male wieder in meine Vaterstadt nach 22jähriger Trennung zurückkehrte, überkamen mich nur Gefühle von Wut, Qual und Abscheu. Nunmehr, nach weiteren 37 Jahren, scheint es mir, als ob die Zeit von einem Kokon umhüllt wäre, die Verwundungen waren quasi vernarbt, zwar war die Borke noch sichtbar — sie war aber auch beschützend.

2. Zugehörigkeitsgefühle

An einem Tag des Jahres 1914 kann ich mich besonders gut erinnern. Fünf Jahre war ich gerade geworden. Damals lernte ich nämlich zum ersten Mal, daß ich *anders* war als die Kinder, mit denen ich oftmals auf der Straße spielte. Gegenüber unserem Miethaus stand die Markus-Kirche. Meine Mutter ermahnte mich und meine Zwillingsschwester Ruth, nie diese Kirche zu betreten, da wir — und diese Worte blieben genau in meinem Gedächtnis hängen — Juden wären und in einem anderen Gebäude beteten, in einer Synagoge oder Tempel, irgendwo in der Altstadt. Mir wurde gesagt, eines Tages, wenn ich alt genug wäre, dann würde mich mein Großvater mitnehmen, um mir zu zeigen, wo wir zu unserem eigenen Gott beten müßten.Zum ersten Male empfand ich Fremdartigkeit, eine von Menschen gemachte Trennung, plötzlich wichtig erscheinend.

Als ich sechs Jahre alt war, erfuhr ich von meinen unmittelbaren Vorfahren, daß meine Urväter keine Teutonen gewesen waren und man belehrte mich, daß meine Abstammung anders wäre. Wir würden nämlich zu einem alten Volke, Juden genannt, gehören. Um mir diese Zugehörigkeit klarzumachen, nahm mich mein väterlicher Großvater mit zu seiner „Synago-

ge", er setzte sich zu diesem Zwecke einen schwarzen Zylinderhut auf und führte mich in die Hannoversche Altstadt. Dort so sagte er, beten *„unsere Leute zu einem Gott, ‚Adonai' genannt."*

Das Haus gegenüber der Markus-Kirche in Hannover: Hier verbrachte B.Herzberg seine frühe Kindheit (RS).

Bis zu jenem Zeitpunkt hatte mir noch niemand das Beten beigebracht. All dies ereignete sich zu Anfang des Ersten Weltkrieges. Daher war es auch nicht überraschend, daß ich in dem hochgewölbten Tempel viele Zivilisten und auch Soldaten erblickte. Die letzteren erschienen in feldgrau, mit Helmen auf den Köpfen. Die große Gemeinde sang Hymnen in einer mir unverständlichen, fremden Sprache. Manche machten hin und wieder Kniebeugen. Anfänglich bekam ich Angst und fühlte mich fremd in dieser Umgebung.

3. „In erster Linie bin ich Deutscher, in zweiter ein Jude".

Der August 1914 war eine aufregende Zeit. Durch alle Straßen liefen Infanteriesoldaten. Sie trugen Gewehre und marschierten durch die Stadt, Frauen und junge Mädchen gingen im Gleichschritt mit, und alle sangen patriotische Lieder — *„Deutschland, Deutschland über Alles"* und auch *„Fest steht und treu die Wacht am Rhein"*. Der Erste Weltkrieg hatte begonnen.

Ein Dichter, ein Jude in Österreich lebend, war der Verfasser eines Haßgesanges, den man uns beibrachte: *„Wir lieben vereint, wir hassen vereint, wir haben alle nur einen Feind: England"*. Es erschien mir rätselhaft, warum ich nur England hassen sollte, denn verschiedene Onkel und Tanten und auch andere Leute schienen vorzugsweise Frankreich oder Rußland zu hassen. Ich überhörte meine Eltern, die von des Kaisers Pro-

klamation redeten, als Wilhelm II. bekannt gab, daß er keine Parteien mehr kenne, sondern nur noch Deutsche. Großvater Adolf sagte damals vor der versammelten Familie: *„In erster Linie bin ich Deutscher, und in zweiter Jude"*. Ich nahm all diese Verkündigungen auf, aber verstand sie nicht. Weil jedoch alle diese Erlebnisse so neu waren, habe ich sie nie vergessen.

Der große Patriot war mein mütterlicher Großvater, der in der Hansestadt Bremen lebte. Er war ein „Cohen", geboren in Herrenhausen, dem Sitz der Welfenkönige, Sohn eines Schlachters. Sein jüngster Sohn Paul, ein Kriegsfreiwilliger, fiel gleich am Anfang in Ostpreußen. Großvater Harry war sehr stolz, da *„ein Cohen"* einen *„Heldentod"*, in der Nähe von Tannenberg, während einer Schlacht gegen *„Zaristische Kosaken-Pogromisten"* erlitten hatte. So verstand er zu rationalisieren.

Im Jahre 1918 prahlte er wiederum, als sein Sohn Fritz als Infanterieoffizier in Flandern umkam. Ich — damals neun Jahre alt — reiste nach Bremen, um meine Großmutter Bella zu trösten. Ich liebte sie besonders wegen ihrer anti-militaristischen Ansichten, die im Gegensatz zu denen ihres chauvinistischen Ehemannes standen. In jenen Jahren würde ich nicht derartige Ausdrücke gebraucht haben. Ich war damals unglücklich und auch von Zorn erfüllt. Zutiefst hielt ich den Kaiser für verantwortlich, der uns schnelle Siege versprochen hatte und nicht so unendlich viele Tote. Großvater nannte mich vorwitzig, da ich den Wert von Gebeten bezweifelte.

Zur Zeit der Kriegsjahre waren Nahrungsmittel knapp und rationiert, Heizkohle war schwierig aufzutreiben, und so war es auch mit Schuhleder. Stets gegenwärtig waren schwarz-umränderte Todesanzeigen in Zeitungen, inseriert von Witwen oder Eltern, deren Männer oder Söhne an weitentfernten Fronten als Soldaten gefallen waren, zu *„Ehren ihres Vaterlandes"*, so wie es damals hieß. Im Jahre 1917 erzählt uns Tertianern unser Klassenlehrer, daß in Rußland eine Revolution ausgebrochen sei und daß der Zar abgedankt habe. In der Stadt Brest-Litowsk erzwangen unsere Generäle einen Schmachfrieden gegen die besiegten Russen, die große Gebiete abtreten mußten und Reparationen zu bezahlen hatten. *„Diese asiatischen Slawen bekommen, was sie verdienen"*, kommentierte der Professor damals jubelnd.

Am 9. November 1918 war auch der Krieg für uns plötzlich vorbei. Meine Mutter schwang eine Zeitung wie eine Fahne und sagte, daß der Kaiser nach Holland geflohen sei. Der Sozialdemokrat Scheidemann rief die Republik aus. Die Hohenzollern-Monarchie verschwand für immer.

Aufgeregt lief ich in der Stadt herum, überall wimmelte es von Soldaten, die versuchten, demobilisiert zu werden. Die Anhänger des Soldaten- und Arbeiterrates sangen keine patriotischen Lieder mehr, sondern die „Internationale". Sie sahen ungepflegt und müde aus. Eher traurig kehrten sie zurück, so schien es mir.

Während der allzulangen Kriegsjahre, als unsere Väter an so vielen Fronten dienten, war ich nie antisemitischen Beleidigungen ausgesetzt. Jedoch bald nach Waffenstillstand fing die

Pöbelei an. Die Tatsache, daß 10.000 junge jüdische Frontsoldaten gefallen waren, wurde übergangen. Trotz alledem, nach Rückkehr von der französischen Front, betonte mein Vater wie sein eigener Vater in erster Linie sein Deutschtum und dann erst sein Judentum. Um seine Überzeugung zu unterstreichen, nahm er mich mit, als er den uralten Judenkirchhof an der Oberstraße besuchte. Dort zeigte er mir das Grab seiner spanischen Vorfahren, die dort im 18. Jahrhundert beigesetzt worden waren — *„in dieser deutschen Erde"*, so wie mein Vater sich ausdrückte.

B. Herzberg an seinem ersten Schultag, aufgenommen mit seinen beiden Schwestern. Die Schülermütze mußte damals obligatorisch getragen werden. An den Gymnasien war es auch üblich, den Schülern einer bestimmten Klassenstufe eine bestimmte Farbe der Mütze zuzuordnen. Der in der Kaiserzeit durch Propagierung der Notwendigkeit einer starken Hochseeflotte in Mode gekommene Matrosenanzug wurde damals im übrigen auch von Mädchen, wie auf dem Bild erkenntlich, getragen (RS).

Es war diese Art von zweierlei Erziehung, die mir rätselhaft erschien. Die Generation meines Vaters und Großvaters war nicht leicht zu verstehen. Sie hatten von ihren Vorfahren erfahren, wie schwierig es war, nach jahrhundertelangen Epochen langsam aus dem Getto nach Erlaß des „Code Napoléon" herauszukommen. Sie hingen fest und treu an ihrer deutschen Staatsbürgerschaft — und auch an ihrer uralten Religion.

Der jüdische Friedhof in Hannover: Hier lagen die im 18. Jahrhundert aus Spanien nach Deutschland eingewanderten Vorfahren B. Herzbergs begraben.

Selbst in seinem hohen Alter, als mein Vater über 80 war, erzählte er mir oft und gern, daß das größte Erlebnis seiner langen Jahrzehnte auf Erden sein Militärdienst bei seinem Mainzer Artillerieregiment gewesen wäre. Ich fragte ihn, ob seine Verschleppung in das KZ Buchenwald, seine Einkerkerung in das hannoversche Untersuchungsgefängnis, seine Enteignung, die Deportation durch Vichy-Frankreich nach Portugal, nach Cuba und endlich seine Ankunft in New York ihn nicht belehrt hätten. Er antwortete, daß sein Kriegserlebnis auf deutscher Seite immer das eindrucksvollste Erlebnis seines Lebens bleiben würde.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges blieb er mit seinem ehemaligen Hauptmann, Herrn von Schulzeberge, in reger Verbindung. Als ich 11 Jahre alt war, wurde unsere ganze Familie eingeladen, den Adligen auf seinem Gut zu besuchen. Am Ende des Abendessens fragte die Dame des Hauses, ob ich noch extra Nachtisch haben möchte. Ich antwortete ihr höflich, daß ich mir gern eine Portion mit meiner Zwillingsschwester teilen möchte. Die *„Frau Hauptmann"* — so erinnere ich mich — sagte kurz und bündig daraufhin: *„Hier wird nicht geteilt, wir sind keine Roten"*. Meine Eltern wurden auch zu einer Bauernhochzeit eingeladen, zum *„Kameraden Bartels"*. Mein Vater — im Frack und mit Eisernem Kreuz — wurde mit seinen alten Freunden, dem Kanonier und dem stolzen Gutsbesitzer, photographiert.

Waren es diese Frontfreundschaften, erlebt in der Vornazizeit, welche meinen Vater so verblendeten?

Anfang der zwanziger Jahre erschienen bewaffnete Primaner im Leibniz-Gymnasium und benutzten die Kolben ihrer Gewehre, um die Namen ehemaliger jüdischer Schüler, die im Kriege gefallen waren, aus den gläsernen Gedenktafeln herauszuschlagen.

1919: Ein Familienfoto — Vater mit Kindern.

Rudolf Herzberg war gerade als deutscher Soldat — mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet — aus dem Krieg zurückgekehrt.

Rechts Bernhard Herzberg, der 1933 aus Deutschland floh. Daneben seine Zwillingsschwester Ruth, die nach einem Selbstmordversuch 1933 Deutschland verlassen konnte. Sie starb 1936 in der Tschechoslowakei. Ihr Ehemann wurde 1941 verhaftet und kam in Auschwitz um. Vorne in der Mitte, Fritz Herzberg, der bereits ein Jahr nach dieser Aufnahme starb. Links Nanny Herzberg: Sie konnte 1934 noch rechtzeitig auswandern und lebt heute 84jährig in den USA (RS).

In jenen Jahren wurde auf uns *Judenhatz* gemacht; ältere Schüler kreisten uns ein, trieben uns dann in die Toiletten, um dort außer Blickweite der Lehrer uns zu verprügeln und unsere Gesichter in den Dreck innerhalb der Klosettschüssel zu reiben. Gegen diese Umtriebe gab es nur eine Waffe, nämlich Jiu-Jitsu Selbstverteidigung. Nachdem ich einen solchen Kursus durchgemacht hatte, ließen diese Angriffe nach, aber immer ging ich mit einem Taschenmesser herum. Dies gebrauchte ich auch, um auf dem Heimwege die vielen Klebezettel von den Schaufenstern abzukratzen, Aufrufe zum Judenmord und dergleichen.

Meine Reaktion auf diese Propaganda war Wut und auch Erstaunen. Ich konnte nicht begreifen, warum ich, der meine Abkunft nicht auserwählt hatte, auf den Straßen und in der Schule angegriffen wurde. Die Lehrer machten aber nie offensichtliche antisemitische Bemerkungen. Jedoch, was sie versäumten, war die Maßregelung von Aggressoren und gewalttätigen Rüpeln.

Als es in 1923 gelang, die Reichsmark zu stabilisieren, beruhigten sich die Menschen zu einem gewissen Grade. Auch die Schüler, meine Klassenkameraden, wurden vernünftiger und ausgeglichener. Die letzten drei Jahre auf dem Leibniz-Gymnasium in Hannover waren erträglich.

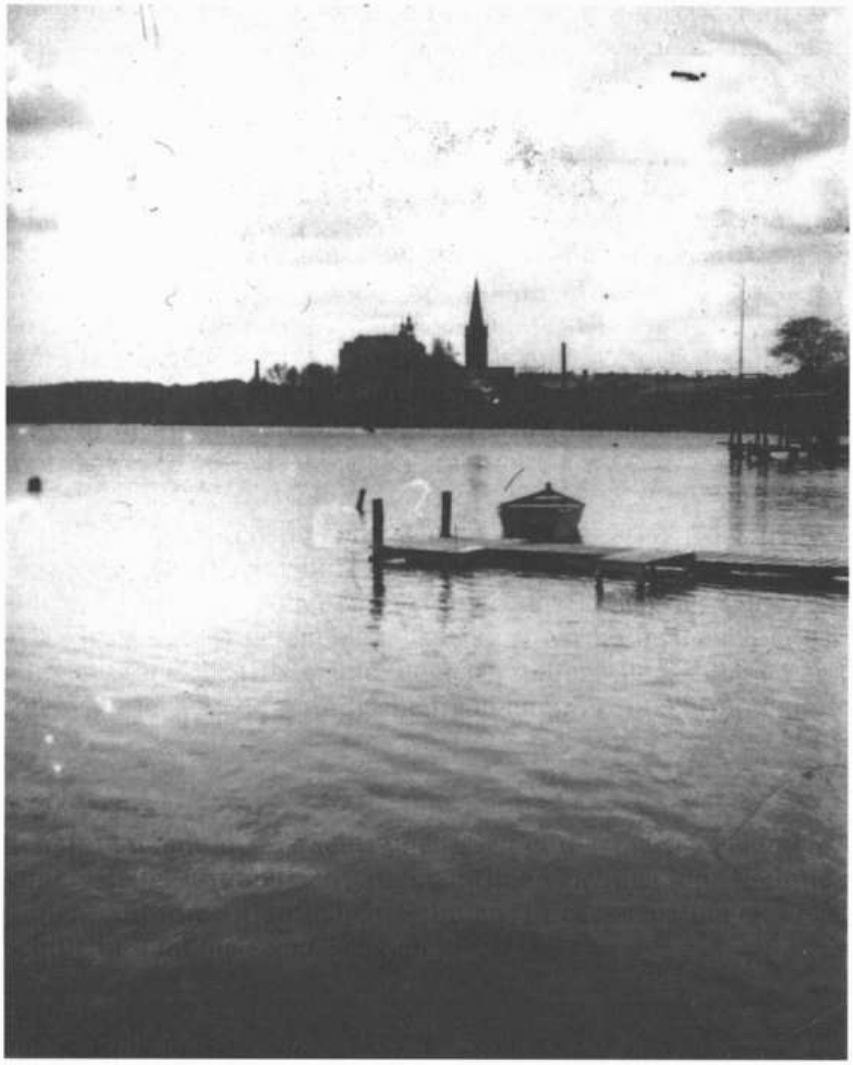
Im Jahre 1926 habe ich das Leibniz-Gymnasium verlassen, um mich in Hamburg niederzulassen. Dort begann ich eine dreijährige Lehrlingszeit im Import-Export-Handel. Gleichzeitig besuchte ich eine höhere Handelsschule, wo Englisch, Spanisch, Nationalökonomie und Buchhaltung gelehrt wurden. Im Oktober 1928 bestand ich dann mein Abitur.

Ein Ereignis in dieser Zeit ist mir heute noch überaus gewahr. Eines Abends ging ich zu Fuß nach Hause zurück. Als ich mich in der Isestraße unterhalb der Hochbahn Hamburgs befand, bemerkte ich verschiedene junge Männer in Windjacken und militärartigen Mützen. Ich versuchte die Gruppe zu umgehen. Der Anführer der Bande schrie plötzlich: *„Knoblauch"* — ein damals gebräuchlicher Ausruf, um auf die Anwesenheit eines Juden aufmerksam zu machen. Gemäß teutonischer Mythologie war der Geruch dieser Pflanze angeblich ein Kennzeichen eines Semiten. Der Ruf *„Knoblauch"* schien aber auch ein Kennruf zum Losschlagen gewesen zu sein. Der Anstifter schlug mich mit einem Gummiknüppel nieder, benutzte dann seinen Hacken, um meine Brille in meine Augen hineinzutreten. Als ich erschöpft und blutend in der Gosse lag, kam mir niemand zur Hilfe. Andere Passanten liefen unbekümmert vorbei, wohl aus Angst, in diese Sache hereingezogen zu werden. Die Bande verschwand dann schnell in einer Nebenstraße und brüllte *„Hakenkreuz am Stahlhelm, Schwarz-Weiß-Rot das Band, die Brigarde Ehrhardt werden wir genannt"*.[1]

5. Neumünster

Die hanseatische Firma, mein Arbeitgeber, wollte mich nach New York versetzen, um mich dort in ihrer Filiale arbeiten zu lassen. Dort angekommen, verschärfte sich die Wirtschaftskrise in den Vereinigten Staaten 1930 immer mehr. Mein Gehalt von US$ 25 pro Woche wurde um US$ 5.00 gekürzt. Ich beschloß heimzukehren. Ich hatte auch das Alleinleben auf dem amerikanischen, nördlichen Kontinent satt. Nach Ankunft in Hannover war es offensichtlich, daß die katastrophale amerikanische Wirtschaftskrise auch Deutschland erfaßt hatte. Der Aufstieg der Nazi-Partei war begleitet von furchtbarer antisemitischer Propaganda. Die Juden hielt man verantwortlich sowohl für den Niedergang der kapitalistischen Wirtschaftsordnung als auch für den Zuwachs kommunistischer Stimmen bei Reichstagswahlen.

[1] Die Brigade Ehrhardt putschte 1920 gegen die demokratische Regierung. Nur durch einen Generalstreik konnte diese — als „Kapp-Putsch" in die Geschichte eingegangene — erste gewaltsame Bedrängung der Weimarer Republik niedergerungen werden (RS).



Plön — von B. Herzberg bei einer Wanderung 1928 aus der Ferne fotografiert.

Im Sommer des Jahres 1931 sandte mich mein Vater nach Neumünster, um bei den Lederwerken Wiemann das Gerben und Ledersortieren zu erlernen — als Vorbereitung für meinen Eintritt in die Firma Adolf Herzberg-Ledergroßhandlung in Hannover. Schleswig-Holstein war mir wohlbekannt. Schon zu meiner Lehrlingszeit in Hamburg 1926 bis Ende 1928 wanderte ich mit meinem Hannoveraner Freund Walter in der holsteinischen Schweiz umher. Es war noch eine ziemlich friedliche Zeit, wir sind immer zu Fuß getippelt und haben in Jugendherbergen übernachtet. Die Firma Wiemann gerbte damals Sohlleder, die Häute wurden meistens aus Cuba und Argentinien bezogen. Der wesentliche Gerbstoff war Quebracho-Extrakt aus Südamerika. Für Sohlleder wurde der Croupon, d.h. der härteste Teil der gegerbten Haut, der am besten für Sohlen geeignet war, verwendet. Die Arbeit begann im Sommer um 4 Uhr morgens, im allgemeinen war um 4 Uhr nachmittags Schluß, aber oft wurden noch Überstunden verlangt. Beim Sortieren der gegerbten Haut war es meine Aufgabe, den weicheren Teil des Leders mittels eines besonderen säbelartigen Ledermessers abzuschneiden. Das fertige Produkt war dann der Croupon. Der Abfall, die Bäuche, wurden dann separat zur Verwendung für Hacken und Flickerei von Schuhen verkauft.

Heutzutage gebraucht man einen chemischen Vorgang mittels Schwefelnatrium für die Entfernung der fleischigen Teile.

Die Belegschaft war gut ausgebildet und meistens seit langen Jahren dort beschäftigt. Die Arbeiter hatten fast alle sozialdemokratische Ansichten — ich habe mich gerne oft und lange mit ihnen unterhalten und dann sogar auch Propaganda-Abende der SPD in Neumünster besucht. An einen Redner kann ich mich noch erinnern, der sagte, daß *„der große Jude Karl Marx uns Arbeitern Klassenbewußtsein gegeben habe"*. Das war noch im Jahre 1932! Ich wohnte in einem möblierten Zimmer bei einer Witwe und fuhr täglich mit meinem Fahrrad in die Gerberei. Außer meinen Fabrikkollegen kannte ich niemanden in der Stadt, nur ein Mädel lernte ich kennen, ein sehr liebes junges Geschöpf. Diese Bekanntschaft mußte ich wegen antisemitischer Pöbeleien abbrechen. Trotz der späteren NSDAP-Mehrheit spürte ich nichts von den Machenschaften der Nazis. Mir hat der norddeutsche Menschenschlag in Neumünster gut gefallen, besonders das dort gesprochene Platt. Eine amüsante Erinnerung: Mein Vater, einer der Wiemannschen Konzernisten, kam öfters in die Fabrik, um Leder auszusuchen. Ich teilte meinen Arbeitstisch mit zwei Arbeitern in der Zurichtung der Croupons. Einer von den beiden sagte zu seinem Kollegen:

Lederbearbeitung in Neumünster. Hier werden Schaf- oder Heidschnukkenfelle entwollt. Ob Bearbeitung dieses Tierleders oder Gerbung von Kuh- und Ochsenhaut als Sohlleder — der Gestank aus den Gerbereien war nach vielen Berichten unerträglich (RS). Foto: Stadtarchiv Neumünster.

„Sehen sie mal, Herr Kollege, dort steht der alte Herr Herzberg und auf der anderen Seite der junge Mann. Man könnte wohl sagen — die Rasse veredelt sich doch". Dies war gar nicht antijüdisch gemeint, sondern so wohlgesonnen ausgesprochen in

dieser klaren holsteiner Sprechweise, daß ich mit den beiden mitgelacht habe. Neumünster gefiel mir besser als Eschweiler bei Aachen, wo ich anschließend bei der Niederrheinischen Lederfabrik 1932 das Oberleder-Gerben erlernte. Die katholische Mehrheit in dieser Gegend schien mir von der NSDAP stärker infiziert zu sein als die Bevölkerung in Neumünster, die ich kannte. Persönlich habe ich im Rheinland aber keine Unannehmlichkeiten gehabt.

Ende 1932 kehrte ich dann auch öfters nach Schleswig-Holstein zurück, um in dortigen Gerbereien Leder zu sortieren und zum Transport nach Hannover aufzugeben.

6. Flucht

Der 30. Januar 1933 wird immer in meinem Gedächtnis bleiben. An jenem Tage wurde der Nazi-Führer Reichskanzler der Deutschen Republik. Juden erwarteten überall Pogrome, Tod und Plünderung. Mein Vater entschloß sich, meine Mutter, meine Zwillingsschwester und meinen 12jährigen Bruder aus der Stadt reisen zu lassen. Nur er und ich, der älteste Sohn, blieben in der Villa. Mir wurde von meinem Vater befohlen, mich zu bewaffnen. Er übergab mir einen Karabiner, ein Souvenir aus dem Ersten Weltkrieg, und eine Mauser-Pistole. Falls die *Braunhemden* versuchen sollten, gewalttätig einzudringen, dann sollte ich von der Schußwaffe Gebrauch machen. Aus unverständlichen Gründen zogen die Banden an unserem Hause vorbei, obwohl die Kerle anderswo in derselben Straße in Wohnungen eingedrungen waren. Überall erklang das Lied: *„Spritzt vom Messer Judenblut, dann geht es uns nochmal so gut“*.

1933 endete für mich der Versuch, aus Deutschland zu fliehen, an der holländischen Grenze. Dort wurde ich gefaßt und nach Belgien abgeschoben. Ein belgischer Gerber riet mir damals, so schnell wie möglich Europa zu verlassen und nach Südafrika auszuwandern, weil es dort noch keine Einwanderungsreglementierungen gäbe.

Ich kehrte nach Hannover zurück. Dann nahm ich sofort mein Fahrrad und fuhr in einer Nacht die 180 Kilometer lange Landstraße nach Hamburg, überquerte in einer recht dunklen und regnerischen Nacht die geliebte Lüneburger Heide. In Hamburg fand ich Unterkunft bei meinem Großonkel. Dessen Sohn besaß ein Reisebüro. Nach Schilderung des schwierigen und schlechten Verhältnisses zwischen meinem Vater und mir veranlaßte ich ihn, für mich eine Seefahrt nach Kapstadt, Südafrika, zu buchen und meinem Vater die Rechnung zu senden.

So kam es dann, daß ich im November 1933 im Süden Afrikas fast mittellos landete. Als das Schiff in den Hafen an der Tafelbucht einlief, versammelten sich am Kai sogenannte „Grauhemden“, eine pro-nationalsozialistische Organisation, deren Mitglieder jüdische Einwanderer mit Hakenkreuzfahnen begrüßten. Zwei Wochen nach Ankunft fand ich Arbeit in einer Importfirma, welche chemische Grundstoffe einführte. Mein Anfangsgehalt war nur 2 Pfund pro Woche, obwohl ich besser Englisch schreiben konnte als mein Chef.

Anfang 1939 wurde ich naturalisiert und damit englischer Staatsbürger in Südafrika. Was mich anbetraf, so war ich glücklich und erleichtert. Ich konnte wieder frische Luft atmen und brauchte nicht mehr das ewige Gebrüll zu hören — die Worte *„Juda verrecke!"*. Nach Ankunft in Südafrika mußte ich bald erkennen, daß in meiner neuen Heimat die Mehrheit der Bevölkerung rassisch verfolgt wurde. Als Flüchtling kam ich quasi aus dem Regen in die Traufe, d.h. man wurde dort nicht als

Bernhard Herzberg kurz nach seiner Ankunft in Kapstadt/Südafrika.

Jude verfolgt, mußte jedoch Stellung nehmen gegenüber der Gesetzgebung, welche den Schwarzen, Mischlingen und ansässigen Indern keinerlei Gleichberechtigung zuließ. Nur wenige der deutschen Zuwanderer, rassisch verfolgt in der ursprünglichen Heimat, haben sich oppositionell betätigt wie ich. Da die Südafrikanische Arbeiterpartei nur Weiße vertrat, wurde 1936/37 die Sozialistische Partei gegründet, der ich mich angeschlossen habe, da die Verfassung dieser Partei allen dort ansässigen Bürgern jedweder Rasse es ermöglichte, für ein allgemeines Wahlrecht zu kämpfen. Dieser Versuch, der Geschichte vorzugreifen, scheiterte jedoch. Die neue Partei verschwand vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Selbst heute noch, im Jahre 1992, ist dieses Ziel der Gleichberechtigung noch nicht erreicht. Viel später wurde mir klar, was ich verloren hatte: Es war schwierig, sich mit dieser Ungeheuerlichkeit eines erzwungenen Exils und dem Verlust von Geschwistern, Stadt und Land abzufinden.

Bernhard Herzberg trat vor 1933 in die SPD und in die Gewerkschaft der Angestellten ein. Obwohl er aus einer wohlbehüteten Kaufmannsfamilie stammte, begeisterte er sich in seiner Jugend für die Idee des demokratischen Sozialismus.

Sein soziales Engagement stetzte er in Südafrika in den Gewerkschaften und in der Quäkerbewegung fort. Die Tätigkeit in den Gewerkschaften war aufgrund der Apartheids-Politik, die wegen ihrer Rassentrennung eine einheitliche Organisation von Arbeitern verschiedener Hautfarben verhinderte, ein schwieriges Unterfangen.

Die Quäker in Südafrika, zu deren Schatzmeister in Kapstadt B. Herzberg für lange Zeit gewählt worden war, lehnten jegliche Form von Rassismus ab. Ihre praktische Tätigkeit bestand u.a. in der Linderung der Not in den sogenannten „squatter-camps" und in der Errichtung von Schulen und Kliniken für die schwarze Bevölkerung.

Er lebt heute in London/Großbritannien. 1991 hielt er mehrere Vorträge zu seiner persönlichen Geschichte und zur Geschichte der Juden in den Gymnasien in Eckernförde und in Kronshagen bei Kiel.

Einem Teil der weitverbreiteten Verwandtschaft B. Herzbergs gelang es nach 1933, entweder aus Deutschland auszuwandern oder zu fliehen. Die Zurückgebliebenen wurden — soweit sie nicht vorher Selbstmord begingen — sämtlich verhaftet, deportiert und in verschiedenen Konzentrationslagern ermordet.